

Julian, mein Lehrer

Zeit für Heilung

Von Aron B. Wake



1. Auflage, April 2025

© Alle Rechte vorbehalten.

Impressum:

Michael Caplazi

Alte Lunkhoferstrasse 18

CH – 8905 Arni

michael.caplazi@gmail.com

Vorwort

In all den Jahren, in denen ich mich mit Spiritualität beschäftigt habe und immer tiefer in ihre Lehren und Praktiken eingetaucht bin, wurde ich oft gefragt: „Wer war der wichtigste Mentor für dich?“

Ich kenne die Antwort – und sie bedeutet mir mehr, als ich sagen kann. Sie ist ein Schatz voller Weisheit, den ich mit jedem teilen möchte, der ebenfalls den tiefen Wunsch hat, den Sinn des Lebens zu entdecken.

Aber bevor ich mit meiner Geschichte beginne, möchte ich eines klarstellen: Es gibt keine einheitlichen Wahrheiten, die für jeden Menschen passen. Jeder von uns geht einen ganz eigenen Weg, geprägt von persönlichen Erfahrungen, Erkenntnissen und Sichtweisen. Was für mich hilfreich und heilend war, muss nicht zwangsläufig der richtige Weg für dich sein.

Mein Weg führte mich zu einem Mentor, dessen Weisheit mein Leben auf eine Weise verändert hat, die ich nie für möglich gehalten hätte. Durch ihn habe ich meinen ganz eigenen Zugang zum Sinn meines Lebens gefunden. Aber lass dich nicht von der Vorstellung blenden, dass dein Weg genauso aussehen muss wie meiner. Was ich erlebt habe, darf für dich ein Impuls sein, ein wertvolles Geschenk – aber kein festes Rezept, das für alle gilt. Unsere Wege können sich überschneiden, aber jeder von uns hat die Freiheit, eigene, unentdeckte Pfade zu gehen und neue

Horizonte zu entdecken.

Was mich jedoch fasziniert, ist das: Am Ende – und das glaube ich wirklich – werden sich unsere Wege irgendwo wieder kreuzen. Der wahre Schlüssel zu einem erfüllten Leben liegt darin, sich von den Erfahrungen anderer inspirieren zu lassen, ohne sich an eine einzige Wahrheit zu klammern. Wir alle haben unsere eigenen Lektionen zu lernen, eigene Berge zu erklimmen und eigene Geheimnisse zu entdecken. Vertraue darauf: Auch wenn der Weg manchmal undurchsichtig wirkt, wird sich der Sinn am Ende in einem großartigen Bild zusammenfügen.

Kapitel 1

Der Himmel hatte dieses sanfte Blau, das nur der Frühsommer zu bringen weiß, und in der Luft lag schon ein Hauch von Wärme. Ich erfasste diese ersten Anzeichen des Sommers, als ich den Innenhof unseres Wohnblocks betrat. Über mir zwitscherten Vögel, als würden sie sich die neuesten Geschichten aus der Stadt zuflüstern. Alles um mich herum war ruhig, fast ein bisschen geheimnisvoll. Das Summen des Alltags verhielt sich wie ein sanfter Schleier, der den Garten umhüllte, aber wie von Zauberhand nicht einzudringen vermochte. Die hohen Betonmauern, von Efeuranken vereinnahmt, schirmten das Leben draußen ab und verwandelten diesen Moment zu einer Insel der Ruhe.

Am Ende des gepflasterten Weges, versteckt hinter einem üppigen Busch voller Blüten, bemerkte ich Julian. Ein Junge, vielleicht 13 oder 14 Jahre alt, der in einem futuristisch anmutenden Rollstuhl saß. Das Design war beeindruckend – glänzende Metallteile, blinkende Kontrollleuchten – die Technik schien den Jungen fast zu umarmen, als würde sie ihm Sicherheit geben. Doch Julian wirkte, als ob der Stahlkoloss nichts mit ihm zu tun hatte. Stattdessen war sein Blick in den Himmel gerichtet, als ob er dort nach etwas suchte oder auf etwas wartete. Ein Lächeln spielte auf seinen Lippen, ein Lächeln, als hätten ihm die Vögel einen Witz erzählt. Einen, den nur er verstand.

Eine sanfte Brise wehte durch den Innenhof und trug den

süßen Duft der Blüten mit sich. Sie strich über Julians blonde Locken, verwuschelte sie, um sie im nächsten Moment wieder zu ordnen. Die Blätter der Bäume über ihm bewegten sich im Wind, und ihre Schatten tanzten auf dem Boden. Das Licht, das durch die Äste brach, wirkte fast wie ein stilles Ballett, in dem das Zusammenspiel von Licht und Dunkelheit eine flüchtige, fast magische Eleganz aufwies. Die Natur schien ihre eigene Choreografie zu haben – zart, aber kraftvoll – ein Moment der Schönheit und Stille mitten in der Stadt.

Julians Augen wanderten nun über den Garten, der im Sonnenlicht in lebendigen Farben und vielfältigen Formen erstrahlte. Es war, als versuchte er, das gesamte Grundstück mit einem einzigen Blick zu erfassen, dabei jeden Farbton und jede Kontur in seinem Inneren zu speichern. Sein Gesicht, ruhig und friedlich, schien die Schönheit der Welt um ihn herum widerzuspiegeln.

Wie ich den Jungen so betrachtete, durchzog mich eine Welle tiefen Mitgefühls.

Sein Rollstuhl, die gekrümmte Haltung – es schien, als erzählten all seine Bewegungen von den Prüfungen, die das Leben ihm auferlegt hatte. Doch was mich am meisten fesselte und faszinierte, war die stille Zufriedenheit, die er mit jeder Faser seines Wesens ausstrahlte.

Wie konnte ein Kind, das so viele Entbehrungen erdulden musste, solch eine innere Ruhe und Ausgeglichenheit ausstrahlen?

Ein schwerer Klumpen bildete sich in meinem Herzen, doch gleichzeitig bewunderte ich seine Fähigkeit, mitten in all dem Schmerz Frieden zu finden.

Der Gegensatz zwischen dem Mitgefühl, das ich für ihn empfand, und der Lebensfreude, die er so offensichtlich ausstrahlte, ließ mich nachdenklich zurück. Ich befand mich in einem inneren Zwiespalt – zwischen meinen eigenen Annahmen über sein Leid und der erlebten Resilienz, die er an den Tag legte. Das Leben schenkte mir ein eindrucksvolles Beispiel für menschliche Stärke und gleichzeitig für die oft trügerischen Annahmen, die wir über das Leben und die Herausforderungen anderer treffen. Hier war ein Kind, das – ganz gleich, welche tragischen Geschichten ich mir ausgemalt hatte – die Gabe besaß, im augenblicklichen Moment Glück und Freude zu finden.

Das nächste Zusammentreffen mit Julian – es lagen nur wenige Tage zwischen unseren Begegnungen – riss mich vollends aus meiner Mitte. Ich war kurz davor, zu Bett zu gehen, der brennende Geschmack von frischer Minze der Zahncreme noch in meinem Mund, als plötzlich schimmernde, blaue Lichter mein Schlafzimmer in ein flackerndes Spektakel verwandelten. Der Klang von Sirenen drang gedämpft durch die geschlossenen Fenster. Als ich sie öffnete, um der Quelle des Lärms nachzugehen, fiel mein Blick auf den eilig geparkten Krankenwagen unten auf der Straße. Ein kaltes Unbehagen kroch mir in die Knochen, und mein Herz begann wild zu schlagen. Der dringende Ins-

tinkt zu helfen, führte mich schnurstracks ins Treppenhaus hinaus.

Zögerlich ging ich die Stufen hinunter, während unter mir die klaren, professionelle Rufe und die schnellen Schritte der Rettungskräfte für eine bedrohliche Geräuschkulisse sorgten.

Im unteren Stockwerk bot sich mir ein Bild, das ich so schnell nicht vergessen würde: Julian wurde behutsam und dennoch hektisch auf einer Bahre aus dem Haus getragen. Neben ihm eilte eine Sanitäterin, die einen Sack Flüssigkeit in der einen Hand und den Schlauch zum intravenösen Zugang in der anderen hielt. Julians Mutter, in einen leuchtend pinkfarbenen Trainingsanzug gehüllt, schulterte eine Sporttasche. Es wirkte so, als ob sie für einen längeren Aufenthalt in der Klinik in aller Eile das Nötigste zusammengepackt hatte. Unsere Blicke trafen sich nur für einen Augenblick – ein flüchtiger Austausch voller Schmerz – bevor sie aus meinem Blickfeld verschwand und die Tür des Krankenwagens hinter ihr ins Schloss fiel.

Plötzlich herrschte gespenstische Stille.

Mit wild pochendem Herzen verharrete ich für einen Moment auf den Stufen. Die unwirkliche Szene hatte nur wenige Sekunden gedauert, doch sie ließ mich plötzlich hellwach und zutiefst verstört zurück.

Unvermittelt durchbrach ein schrilles, klagendes Schreien

die Stille und hallte aus der immer noch offenen Wohnungstür unter mir wider. Hastig öffnete sich eine Tür über mir, und Frau Eicher stürzte, nur in ihr dünnes Nachthemd gehüllt, ins grelle Licht des Treppenhauses. Ihr zerzaustes Haar wirkte, als hätte es einem Wirbelsturm standgehalten. Auf ihrem Arm kauerte ihr kleiner Schoßhund, der, ebenso erschrocken von der Situation, zitternd und hastig nach Luft schnappte. Das zarte Gewebe ihres Negligés flatterte bei jedem Schritt, als ob es in der plötzlichen Hektik ein Eigenleben entwickelt hätte. Ihre müden Augen, von Schlaftrunkenheit und brennender Neugier geprägt, versuchten fieberhaft, die Quelle des verstummen Lärms zu entdecken.

Langsam näherte ich mich der offenen Wohnungstür unter mir und warf einen schnellen Blick in den Raum. War hier tatsächlich ein kleines Kind alleine zurückgelassen worden, das nun verzweifelt um Hilfe rief?

Und wahrhaftig; nur wenige Schritte von mir entfernt stand ein junges Mädchen im Schlafanzug, vielleicht fünf oder sechs Jahre alt. Sie klammerte sich mit aller Kraft an eine Puppe, während ihr unaufhaltsam Tränen über das Gesicht strömten. Nervös und unsicher blickte ich mich in der Wohnung um, konnte aber niemand anderen entdecken.

„Hey, Kleine, bist du ganz alleine?“, fragte ich mit zitternder Stimme, bemüht, so ruhig wie möglich zu klingen. Doch sie reagierte nicht. Ganz in ihrer eigenen Welt gefangen, schrie

sie ihr Elend in die Stille der Nacht hinaus.

Mit einem tiefen Atemzug und klopfendem Herzen trat ich vorsichtig in die Wohnung, den festen Willen, das Mädchen irgendwie zu beruhigen. Langsam ließ ich mich auf die Knie nieder, dabei darauf bedacht, das schreiende Kind nicht zu berühren. Ich suchte nach einem Weg, die angespannte Stimmung zu beruhigen.

„Schau mal“, begann ich leise und zeigte auf das kleine Stoffwesen, das sie so fest umklammerte, „deine Puppe weint und schreit genau so laut wie du.“

Zu meiner Erleichterung ließ ihr Brüllen nach und machte einem zitternden Schluchzen Platz. Die feuchten Augen des Mädchens wanderten nun zum Spielzeug in ihren Händen, ihre winzigen Finger strichen zärtlich über das Gesicht der Puppe, als wollte sie ihr Trost spenden.

„Wie heißt sie denn?“, fragte ich sanft, in der Hoffnung, sie ein wenig abzulenken.

„Betty“, hauchte sie fast unhörbar, ihre Stimme von den Tränen erstickt.

Das war ein Anfang.

Plötzlich hörte ich eilige Schritte hinter mir. Instinktiv wirbelte ich herum und fand mich Auge in Auge mit einem Mann, der auf den ersten Blick kaum älter schien als ich. Das schwache Licht des Flures warf einen Schatten auf sein dünner werdendes Haar und machte den Schweiß auf seiner Stirn deutlich sichtbar. Er keuchte leicht, als er versuchte, seinen Atem zu beruhigen.

Tief in seinen weit aufgerissenen Augen lag eine verzweifelte Suche, ein stummer Appell. Mein Verstand raste, versuchte, die flüchtigen Erinnerungen an vergangene, vage Begegnungen im Treppenhaus mit ihm in Einklang zu bringen.

„Sind Sie der Vater?“, brachte ich hervor, die Unsicherheit in meiner Stimme war kaum zu überhören.

Er nickte, wobei die Anspannung in seinen Augen spürbar blieb. Er atmete hörbar ein, ganz tief, und schien sich sofort wieder zu sammeln.

„Es geschah alles so plötzlich ... Danke, dass Sie sich um Mila gekümmert haben.“

„Ich konnte nicht tatenlos zusehen. Sie war so verängstigt“, antwortete ich mit zögerlicher Stimme, als ich versuchte, ihm zu erklären, warum ich überhaupt in seiner Wohnung stand. Ich richtete mich auf.

„Ja, es herrschte das totale Chaos. Julian hörte plötzlich auf zu atmen, und ...“

Seine Stimme brach, während Tränen in seine Augen schossen und den Schmerz in seinem Gesicht widerspiegeln.

„Mein Gott“, hauchte ich betroffen und machte instinktiv einen Schritt auf ihn zu.

„Ich frage mich manchmal, wie lange wir das noch ertragen können“, murmelte der Vater, die Sorge in seiner Stimme war greifbar.

„Kann ich irgendwie helfen?“

Er hielt kurz inne, warf einen flüchtigen Blick umher, und schüttelte dann resigniert den Kopf.

„Nein, aber danke. Meine Frau ist mit ins Krankenhaus gefahren. Ich werde Mila zu Bett bringen.“ Dann streckte er mir seine Hand entgegen und sagte: „Ich bin Markus“.

Die Bilder jener schicksalhaften Stunden, als Julians Leben am seidenen Faden hing, brannten sich unauslöschlich in mein Gedächtnis.

Kapitel 2

Dieser bleibende Eindruck trieb mich an, bereits nach nur drei Tagen bei den Fechners zu klingeln – angespornt vom dringenden Bedürfnis, Neuigkeiten über den Zustand des Jungen und das Wohlergehen der gesamten Familie zu erfahren.

In den darauffolgenden Tagen und Wochen entwickelte sich zwischen Markus und mir eine unerwartet enge Freundschaft. Unsere Gespräche über das Leben, dessen Herausforderungen und die daraus resultierenden Träume wurden zu einem festen Bestandteil unseres Alltags. Wir teilten nicht nur Sorgen, sondern auch Lachen und Hoffnung. Es war, als hätten wir uns schon ewig gekannt, und unsere Beziehung wurde für ihn zu einer stabilen Stütze in diesen angespannten Zeiten.

Markus' respektvoller Umgang mit mir faszinierte mich ungemein.

Er hatte erkannt, wie sensibel ich war und wie tief mein Mitgefühl für Julian und die Fechners ging. Ihre unerträgliche Situation, der ständige Schatten der Angst, dass ihr ältestes Kind jederzeit sterben könnte, rührte mein Herz zutiefst.

Vielleicht war es gerade mein einfühlsames und zurückhaltendes Interesse, das ihm zeigte, dass wahre Empathie bedingungslos und ohne Erwartungen war. Markus, der in seiner Vergangenheit eher zurückgezogen lebte und nur

wenige enge Freunde hatte, schien in diesen Momenten förmlich aufzublühen. Er genoss den Austausch, die neuen Perspektiven und die unkomplizierte Nähe, die sich zwischen uns entwickelte. Für Markus war diese wachsende Freundschaft wie ein erfrischender Windstoß, der den Staub der Isolation forttrug und einen Raum für neue Nähe schuf. Für mich wiederum war es eine Bestätigung, dass ehrliches Interesse und Menschlichkeit oft die besten Brückebauer zwischen den Herzen sind. Es war ein zartes, aber fest verankertes Band, das sich zwischen uns spannte, gefestigt nicht nur durch gemeinsame Interessen, sondern auch durch die schlichte Freude an menschlicher Verbindung.

Er erzählte mir immer wieder von seinem Sohn und teilte dabei auch persönliche, intime und berührende Episoden. So erfuhr ich bald, dass Julian bereits die Schwelle zum 15. Lebensjahr überschritten hatte. Dies war kaum zu fassen; wenn man ihm ins Gesicht blickte, sah man feine, beinahe kindliche Züge, die ihn deutlich jünger erscheinen ließen. Und auch die Art, wie er sich bewegte und ausdrückte, strahlte eine Zartheit aus, die eher einem 13-Jährigen zuzuschreiben war.

Julian trug das Erbe einer seltenen genetischen Anomalie in sich; ein ungewöhnliches erbliches Muster, das sich tief in die Stränge seiner DNA eingegraben hatte. Dieses unausweichliche Schicksal formte und schattete jede

Facette seiner Jugend. Seine Haut, oft von rauen, rötlichen Ausschlägen und grünlichen Blutergüssen gezeichnet, erzählte Geschichten von schmerzhaften Schüben, die durch diese Krankheit verursacht wurden. Es gab Momente, in denen sie so heftig und unbarmherzig wütete, dass sie Julians Leben am seidenen Faden hängen ließ.

Diese Episoden drohten, ihn in die kalte, unerbittliche Umarmung des Todes zu ziehen – in einen Schlaf, aus dem er nie erwachen würde.

Doch im Gegensatz zu diesen dunklen Zeiten gab es auch Phasen, in denen die Krankheitssymptome verblass-ten und in den Hintergrund traten. In diesen goldenen Momenten konnte Julian wie ein ganz normaler Teenager leben: Er konnte lachen, rennen und von einer unbeschwer-teren Zukunft träumen, fast als wäre der dunkle Schatten, der ihn ständig verfolgte, nur ein flüchtiges Phantom. Doch, egal wie unbeständig diese Augenblicke auch waren – sie zeugten von seinem unerschütterlichen Geist und seiner Entschlossenheit, gegen alle Widrigkeiten zu leben.

Kapitel 3

Als ich an jenem Abend die Tür zu Markus' Wohnung öffnete, wurde ich sofort von einer veränderten Atmosphäre empfangen. Sanftes Licht erfüllte den Raum, und das leise Summen des Fernsehers durchdrang die Stille.

Mein Herz schlug schneller, als mein Blick auf eine Gestalt fiel, die ich seit Wochen nicht mehr gesehen hatte: Julian!

Er lehnte in seinem modernen Rollstuhl zurück, und obwohl er deutlich vom langen Klinikaufenthalt gezeichnet war, schien er tief in die auf dem Bildschirm laufende Dokumentation versunken zu sein. Jede Linie seines Gesichts, im weichen Licht des Fernsehers beleuchtet, erzählte von den Prüfungen der letzten Zeit und gleichzeitig einer zurückgewonnenen Ruhe.

Seine Gestalt war tatsächlich noch schmäler geworden, die Haut wirkte blasser, fast durchsichtig, wodurch die bläulichen Venen noch stärker hervortraten. Ein Infusionsschlauch, fein wie Spinnweben, führte zu einem Zugang in seiner Halsschlagader und war mit einer kleinen Flasche verbunden, die sorgsam an der Seite des Rollstuhls hing. Trotz der behaglichen Raumtemperatur war er in eine wärmende Decke gehüllt. Seine Finger zupften gelegentlich an deren Fransen.

Julians Augen, sonst so lebhaft, hatten etwas von ihrem Glanz verloren. Sie fixierten den Bildschirm, ohne wirklich

darauf zu fokussieren, in einer Art entrückter Apathie. Bei jedem Atemzug bewegte sich sein Brustkorb mühsam, als würde jedes kleine Luftholen Kraft kosten.

Markus, der neben ihm saß, hielt behutsam die Hand des Sohnes.

Er spürte meinen Blick und sah zu mir auf. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, doch es war eines jener Art, das Anstrengung und tiefe Sorge verriet. Der Raum war von einer gedämpften Stille erfüllt, nur unterbrochen vom leisen Summen der medizinischen Geräte und dem beruhigenden Plätschern des kleinen Zimmerbrunnens. Es schien, als würde die Zeit hier langsamer vergehen, als wolle sie Julian einen Moment der Ruhe gönnen.

Markus blickte mich mit einer Mischung aus Erleichterung und noch immer vorhandener Sorge an, bevor er die neuesten Entwicklungen preisgab:

„Es war für uns alle ein Lichtblick. Gegen alle Erwartungen begann sich Julians Zustand vor ein paar Tagen zu stabilisieren. Die Ärzte waren zuversichtlich, zumindest für den Moment, und ohne unmittelbare Gefahr einer erneuten Verschlechterung ließen sie ihn nach Hause zurückkehren.“

Ich konnte sehen, dass Julian auf meine Ankunft reagierte. Obwohl tiefe Erschöpfung in seinen Zügen lag und ihm selbst kleinste Bewegungen sichtlich schwerfielen, drehte er mühsam seinen Kopf in meine Richtung und

schenkte mir ein schwaches, aber aufrichtiges Lächeln.

„Hallo Julian“, begann ich sanft, „du hast mir in jener schrecklichen Nacht wirklich Angst eingejagt.“

Sein Lächeln verbreiterte sich, und seine leuchtenden Augen funkelten mich an.

Markus übernahm das Sprechen, da Julians körperlicher Zustand es ihm nicht erlaubte.

„In wenigen Tagen wird er uns wieder mit seiner Stimme erfreuen.“

Er seufzte kurz, bevor er fortfuhr:

„Während seiner Anfälle erlebte Julian intensive Muskelkontraktionen. Obwohl diese Episoden vorbei sind, benötigt sein Körper nun Zeit zur Regeneration. Dies betrifft nicht nur die großen Muskelgruppen, sondern auch feinere wie die der Zunge und des Kehlkopfes, die für die Sprachbildung notwendig sind. Zudem scheint es, als ob die Anfälle temporär die Aktivität in den Sprachzentren des Gehirns beeinträchtigen, was seine verbale Kommunikation weiter erschwert.“

Ein leises Klicken zog meine Aufmerksamkeit zur Wohnzimmertür.

Dort war Lena aufgetaucht, die Tür gerade hinter sich schließend und mit Mila im Schlepptau.

Lena hielt kurz inne und musterte uns drei mit ihrem durchdringenden Blick. Ihr Gesicht, geprägt von feinen, klaren Linien und einer hohen, eleganten Stirn, schien

immer in gedanklicher Vertiefung zu liegen. Die schmalen Augen, umrandet von dichten Wimpern, strahlten Intelligenz und eine Art von Wachsamkeit aus, die selbst im entspanntesten Moment nie gänzlich verschwand. Ihre Lippen, oft leicht zusammengepresst, vermittelten den Eindruck ständiger Überlegung und Bedachtsamkeit.

Sie beäugte mich seit jeher mit einer gewissen Vorsicht und hielt bewusst Abstand. Jede ihrer Handlungen schien überlegt, fast als ob sie ständig ein unsichtbares Schachbrett im Kopf hätte, auf dem sie ihre nächsten Züge plante.

Sie wählte ihre Worte sorgfältig, und wenn sie sprach, hing jeder gebannt an ihren Lippen. Ihre Aussagen waren präzise und oft direkt, doch stets wohlwollend.

Auf den ersten Blick gab es keinen offenkundigen Anlass für ihre Vorsicht mir gegenüber. Markus hatte mir jedoch einmal anvertraut, dass seine Frau von einem intensiven Beschützerinstinkt getrieben wurde. Sie war fest entschlossen, Julian vor weiteren schmerzhaften Erfahrungen – wie etwa dem schmerzvollen Verlust enger Vertrauter – zu bewahren. Zwar zählte ich zu jener Zeit nicht zu Julians nahem Kreis, doch er hatte, trotz unserer flüchtigen Begegnungen, immer wieder von mir gesprochen. Das hatte unweigerlich Lenas Wachsamkeit erweckt.

Ihr Wunsch, den Sohn zu beschützen, ging über mütterliche Instinkte hinaus. Über die Jahre hatte sie gesehen,

wie Menschen, trotz bester Absichten, an der schweren Verantwortung der beständigen Verlässlichkeit scheiterten. Es wurde klar, dass sie nicht nur Julians Mutter war: Sie war auch das schützende Bollwerk für ihre Kinder und Markus, stets wachsam gegenüber jeglicher potenziellen Bedrohung.

Lenas anfängliche Vorsicht schien mit der Zeit zu schmelzen. Bei jedem meiner Besuche hatte ich mehr Wärme in ihrem Blick entdeckt, eine schleichende Veränderung, die den Raum zwischen uns verkleinerte. Unsere Gespräche, die einst knapp und zielgerichtet waren, begannen, mehr Tiefe und Vertrautheit zu gewinnen. Es war, als würde sie allmählich die Mauern, die sie um ihr Herz gezogen hatte, Stück für Stück niederreißen. Es wurde deutlich, dass sie mich langsam, aber sicher, in ihr inneres Heiligtum einließ und mir einen Platz im Leben ihrer Familie zugestand.

Warum Julian eine solch tiefe Saite in mir zum Klingen brachte, war mir zu diesem Zeitpunkt noch ein Rätsel. Aber ich spürte instinktiv, dass diese Verbindung einen einzigartigen Wert für mich hatte und ihre Gründe sich mit der Zeit enthüllen würden.

Kapitel 4

Der Herbst hatte die Stadt fest im Griff. Nebelschwaden zogen durch die Straßen, und die kühle Nachtluft dämpfte jedes Geräusch.

An jenem Freitagabend klopfte es leise an meiner Tür. Überraschenderweise stand Lena davor – allein, ohne Mila, die sonst kaum von ihrer Seite wich. Ihr Gesicht war fahl, ihre Augen gerötet und müde.

Ich ließ sie wortlos eintreten und reichte ihr eine Tasse frisch gebrühten Ingwertee. Kaum hatte sie Platz genommen, brach alles aus ihr heraus – als hätten die Worte nur darauf gewartet, endlich herauszuplatzen. Ihre Mutter im Norden Deutschlands lag im Sterben, und jede Stunde, jeder Moment fühlte sich wie ein Abschied an.

Doch Lena quälte nicht nur der drohende Verlust. Sie fürchtete, dass die lange Reise, die angespannte Stimmung im Elternhaus und der unaufhörliche Trubel um das Krankenbett Julians ohnehin fragile Gesundheit gefährden könnten. Gleichzeitig nagte die Angst an ihr, nicht genug Zeit und Ruhe für den Abschied zu haben – nicht so, wie es ihre Mutter verdient hätte.

„Ich weiß, es ist viel verlangt,“ setzte sie an, ihre Stimme zart und bekommern.

„Obwohl die Klinik eine Pflegekraft für Julian bereitstellen würde, drückte mein Junge den Wunsch aus ... Er möchte, dass du dich um ihn kümmерst“, erklärte sie.